

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Sagen und alte Geschichten der Mark Brandenburg

Schwartz, Wilhelm

Stuttgart, 1903

Ruppin, das Ländchen Bellin und der Glin

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-250

Ruppın, das Ländchen Bellin und der Glin

98. Die Wahrzeichen Neu-Ruppins

Nicht bloß die alte Welt hatte sieben Weltwunder, auch Neu-Ruppın hatte deren sieben aufzuweisen, nämlich: 1. einen Kanal ohne Wasser*), 2. einen Weinberg ohne Wein, 3. einen Berg ohne Höhe (den Taschenberg, eine Straße), 4. einen Bienenkorb ohne Bienen (der Kirchturm der Pfarrkirche sieht wie ein Bienenkorb aus), 5. eine Rosenstraße ohne Rosen, 6. ein Kloster ohne Mönche (das alte Dominikanerkloster), 7. eine Nonne ohne Kloster.

Mit dem Namen „Nonne“ bezeichnet man nämlich einen steinernen, säulenartigen kleinen Bau vor dem Königstore mit einem Kreuzifix darin. Derselbe rührt noch aus katholischer Zeit her, und zwar hat ihn ein Herr von Wuthenow errichten lassen, nachdem er glücklich von einer Wallfahrt nach Jerusalem zurückgekehrt war. Diese Säule war vom alten Neu-Ruppinschen Rathause so weit entfernt wie die Schädelstätte zu Jerusalem von Pilati Rıchtthause.

Auch die Klosterkirche hat ihr besonderes Wahrzeichen. Wenn man nämlich vom Chor aus, wo die Orgel ist, nach dem Gewölbe des Hauptschiffes hinaussieht, bemerkt man an der Decke ein eigentümliches Bild, eine

*) Ist jetzt zugeschüttet worden.

Katte, die von einer Maus verfolgt wird. Das soll nämlich so zusammenhängen. In der Zeit, als die protestantische Lehre hier in die Mark eindrang, stritten sich einmal ein katholischer und ein protestantischer Geistlicher, indem der letztere meinte, die Kirche würde auch noch protestantisch werden, der erstere behauptete, das würde nie geschehen, so wenig wie jemals eine Maus eine Ratte verfolge. Und siehe da, kaum hatte er dies gesagt, da sahen sie an der Decke der Kirche das Wunder, daß eine Maus eine Ratte verfolgte. Als aber die Kirche dann wirklich protestantisch wurde, da hat man, wie es heißt, zum Gedächtnis das Bild dort oben angebracht.

Neben der Klosterkirche steht nach dem See zu an der Mauer eine alte Linde. Die einen erzählen, daß in dieselbe einmal die Pest gebannt sei; die anderen sagen, darunter hätten die Mönche bei ihrem Abzuge ihre Schätze vergraben. Schon zweimal ist sie dem Eingehen nahe gewesen, aber immer wieder ausgeschlagen. Wenn sie zum dritten Male ausschlägt, können, wie man glaubt, die Schätze gehoben werden.

Wie es aber kommt, daß das Ruppiner Wappen einen Adler mit einer Krone auf dem Kopfe zeigt, darüber berichtet eine handschriftliche Chronik folgendes: Des Grafen Bediente, so Edelleute waren, erstachen einen Ruppiner Bürger, als sie sich lustig machten. Da nahm der Magistrat von Neu-Ruppin den Täter gefangen und verurteilte ihn zum Köpfen. Dies ward draußen bekannt, die Edelleute versammelten sich dichte vor dem Tore in zwei Reihen, um ihn wegzunehmen, wann er herausgeführt würde. Aber der Rat erfuhr es, hielt das äußerste Alt-Ruppinische Tor verschlossen, führte den delinquenten ins Tor und ließ ihm da zwischen dem inneren und äußeren Tore, nahe beim

äußeren, damit sie es draußen hören könnten, den Kopf abschlagen. Darauf ward das Thor geöffnet, da nahmen ihn die Edelleute nach sich. Dieses klagte der Graf nach Berlin an den Markgrafen, da ward dem Räte zur Strafe aufgelegt, keinen bloßen oder freien Adler mehr im Siegel zu führen, sondern über den Kopf eine Krappe zu ziehen."

Übrigens erzählte man auch in Neu-Ruppin wie in Berlin von einem sogenannten Jungfernküssen, wenigstens heißt es in einem Bericht aus dem vorigen Jahrhundert: Als 1756 der alte Turm auf dem hiesigen Alt-Ruppiner Tore abgebrochen wurde, so fanden sich noch die rudera von der in alten Zeiten bekannten Todesstrafe: „Die Jungfer küssen“ genannt. Es war nämlich oben in dem Turme ein rundes Loch in Größe einer halben Tonne, worüber vermutlich die Wippe gestanden. Unter diesem Loche war ein leeres Gewölbe, worin sich noch verschiedene Menschenknochen fanden, dergleichen sich auch in einem alten Turm an dem See, so anno 1740 abgebrochen wurde, vorfanden.

99. Pater Wichmann in Neu-Ruppin

In der Klosterkirche steht noch die Bildsäule vom Pater Wichmann, einem der alten Grafen von Vindow, der das Kloster hier gegründet haben soll und sein erster Prior gewesen ist. Er soll die Gabe gehabt haben, Wunderwerke zu tun, wovon in alten Schriften namentlich eine Begebenheit erzählt wird. Einstmals, heißt es, hatte er jenseits des Ruppiner Sees, welcher dicht vor dem Kloster vorbeigeht, im Namen seines Konvents etwas zu verrichten. Wie ihn nun sehr hungert, und er bei gegebenem

Zeichen der Eßglocke vor großer Mattigkeit den weiten Weg (um den See herum) nach der Stadt nicht wieder gehen kann, so spricht er zu seinem Gefährten: „Mein Sohn, folge mir getrost,“ machte darauf ein Kreuz vor sich und gehet geraden Weges über das Wasser in den Konvent, sein Gefährte aber getraute sich nicht, in seine Fußstapfen zu treten und kommt also eine (drei?) gute Stunde hernach allererst nach Hause.

Das ist die Fassung der Geschichte, wie sie die Mönche ihrer Zeit erzählten; im Volke aber gehen zum Teil andere Darstellungen um, in denen Pater Wichmann überhaupt zu einem Zauberer wird. Er konnte, heißt es also, über das Wasser wie über Land gehen. Einmal ist ein Bauer hinter ihm hergegangen: wo Pater Wichmann austrat, da trat der Bauer ein. Zuerst tat Pater Wichmann, als sähe er es nicht. Wie sie aber mitten auf dem See waren, drehte er sich um, drohte dem Bauer mit dem Finger und sagte: „Wie kannst du dich unterstehen, mir nachzugehen? Diesmal will ich dich noch mit hinüber nehmen; aber versuche es nicht wieder.“

Nach anderen ist es sein Küster gewesen. Unterwegs tat Pater Wichmann, als sähe er es nicht. Drüben angekommen sagte er ihm aber, er solle sich nicht noch einmal in solche Gefahr durch seinen Borwitz treiben lassen, denn er würde ohne alle Hilfe ertrunken sein, falls er sich zufällig dabei umgesehen hätte. Der Küster ärgerte sich aber, daß er immer um den See herumgehen müßte, während der Pater es so bequem habe. Er dachte bei sich, der Pater gönne ihm solche Macht nicht, und er wollte es noch einmal versuchen und sich doch umsehen, während er in des Paters Fußstapfen träte. Er wurde aber für seinen Ungehorsam bestraft, denn sowie er nach Ruppin

zurückblickte, versank er, bevor er um Hilfe rufen konnte.

Nach einigen soll es auch nicht ein Riese, sondern Pater Wichmann gewesen sein, der durch den Ruppiner See einen Damm hat bauen wollen, welcher die Grafschaft der Länge nach durchschneidet und in zwei Teile teilt. An zwei Stellen hat er von der Ruppiner entgegengesetzten Seite angefangen, den See zuzudämmen, einmal, wo beim Fährhahn (am Fährhause) sich eine Spitze gerade der Klosterkirche gegenüber ins Wasser hineinzieht, und dann bei der Ziegelei zwischen Gnewikow und Karwe, einer Stelle, die man noch die scharfe Ecke nennt. Beide Male ist ihm aber das Schürzenband gerissen, wie er Erde in seiner Schürze herbeitrug. An der scharfen Ecke sieht man es noch deutlich, wie die Sandbank sich weit ins Wasser hineinzieht, da ist es auch schon manchem Schiff schlecht ergangen, wenn die Schiffer dies nicht beachtet und zu dicht ans Land gehalten haben.

Vor seinem Tode hat übrigens Pater Wichmann bestimmt, daß er in einen gläsernen Sarg gebettet und dieser noch in einen silbernen gesetzt werden solle. Ferner solle auf sein Grab eine Linde gepflanzt werden, und wenn die Linde vergangen sei, dann könne man sein Grab öffnen, aber nicht eher. Die Linde hinter der Klosterkirche, unmittelbar an der alten Stadtmauer auf dem Klosterkirchhof, wird von vielen als diejenige bezeichnet, unter der Pater Wichmann begraben liege. Alle Neujahrsnacht von 12 bis 1 Uhr kommt er noch in einer Kutsche, welche mit zwei schneeweißen Pferden ohne Köpfe bespannt ist, die Klosterstraße entlang zur Kirche, um zuzusehen, ob seine Anordnungen in Betreff der Linde auch aufrecht erhalten werden. Mehrere Leute aus der Klosterstraße

behaupten, daß Rollen der Räder gehört zu haben, nicht aber den Hufschlag der Schimmel; Sonntagskinder können auch die Kutsche und die Pferde sehen.⁴⁰⁾

100. Die Ruppiner Kobolde

Am Ufer des Sees hält sich ein Kobold auf. Oft hören die Fischer Abends jemand mit lauter Stimme rufen: „Hol öwer!“ Fahren sie dann nach der anderen Seite des Sees hinüber, so ist niemand da, und sie erkennen zu spät, daß der Kobold sie gefoppt, dessen lautes Hohngelächter auch alsbald aus dem Dickicht des Rohres erschallt.

Als die Stadt Neu-Ruppin am Ende des vorigen Jahrhunderts abbrannte und schon die Kirche in Flammen stand, sah man hoch oben auf dem Turme einen kleinen roten Kobold, der bald hier bald da aus den Luken herauschaute, und die unten stehenden Leute — denn der Kirchhof war ganz mit Menschen angefüllt, — auslachte. Wie er aber hinaufgekommen, wußte sich niemand zu erklären, denn die Türen der Kirche und des Turmes waren fest verschlossen.*)

*) Die rote Farbe wird dem Kobold häufig beigelegt, zumal wenn er als übermütiger, oder, wie in der obigen Sage, als boshafter Schalk erscheint. So heißt er auch geradezu kurzweg „der rote Junge“, trägt eine „rote“ Kappe, weshalb er auch „Rotmützchen“ genannt wird. Rot werden auch die aus Holundermark geschnitzten „Stehaufmännchen“ angestrichen, welche noch oft auf den Jahrmärkten in den Pfefferkuchenbuden als Spielzeug feilgeboten werden. — In Sage 34 und 60 erscheint der Kobold mehr als gutmütiger Hausgeist und meist in Tiergestalt wie der Drak.

101. Die Räuberkuhle bei Neu-Ruppin

In der Nähe von Neu-Ruppin auf den sogenannten Rahlenbergen liegt die Räuber- oder Wolfsgrube. Dort haben sich früher Räuber (oder Römex, wie ein Erzähler sagte!) aufgehalten. Niemand konnte sie in dem dichten Walde, der damals in der Gegend war, finden. Sie hatten aber ein kleines Mädchen gestohlen, das mußte ihnen die Wirtschaft führen und immer nach Alt-Ruppin hineingehen, um dort einzukaufen. Da haben es einmal die Leute in Alt-Ruppin überredet und ihm Erbsen mitgegeben, die sollte es streuen, wenn es nach Hause ginge. Das hat es denn auch getan, und so hat man den Schlupfwinkel der Räuber gefunden und sie aufgehoben. Die Stelle ist dann zugeschüttet worden; aber noch immer sieht man im Park zu Genzrode, rechts vom Wege, der von Neu-Ruppin kommt, eine Vertiefung, wo die Räuberkuhle, wie man sie gewöhnlich nennt, gewesen.

102. Das Wahrzeichen von Bechlin

Noch heute steht auf dem Ostgiebel der Kirche von Bechlin ein fischelartiges Messer, „Knief“ genannt, das früher zwischen den damaligen beiden kleinen Türmen hing, dann aber bei einer Reparatur derselben abgenommen und später an seinem jetzigen Standorte befestigt wurde. Von diesem Knief geht folgende Sage.

Zur Zeit der Grafen von Ruppin diente auf dem dortigen herrschaftlichen Gute ein Jäger, der sich eines schweren Vergehens schuldig machte. Er kam zum Priester in die Beichte und begehrte Absolution. Diese wurde ihm

verweigert; er müsse höheren Ortes Ablass nachsuchen. Das konnte oder wollte er aber nicht, sondern verlangte wiederholt die Absolution, und als ihm diese wiederum verweigert wurde, erstach er den Pfarrer im Beichtstuhl mit seinem Weidmesser. Deswegen wurde das ganze Dorf Bechlin in den Bann getan, und die Einwohner wurden gezwungen, an ihren Grenzen selbst Wachen aufzustellen, um jeden Reisenden von dem Dorfe abzuhalten. Eine solche Wache stand auch bei der jetzt noch davon benannten Warnung an der Ruppinschen Grenze. Da kam eines Tags der regierende Graf von Ruppin gefahren und wollte vorüber, ohne die Wache zu respektieren. Aber diese durchschnitt mit dem Knief (der aus einer alten Sense oder Sichel gemacht zu sein scheint) die Stränge am Wagen und verhinderte dadurch den Grafen weiterzufahren. Dafür belobte der Graf die Wache und brachte es dahin, daß dem Dorfe der Bann abgenommen wurde, mit der Bedingung, den Knief als immerwährendes Wahrzeichen an der Kirche aufzuhängen, und so hängt er noch da.

103. Der Räuberberg bei Krenzlin

Zwischen Bechlin und Krenzlin, aber auf Bechliner Grund und Boden, liegt eine unbedeutende Anhöhe, „der Räuberberg“ genannt. Von demselben geht folgende Sage.

Auf dem Berge lag ehemals in dichtem Gebüsch versteckt ein Raubschloß, welches mit der gegenwärtig steinernen Brücke des Krenzliner Dammes durch einen Draht in Verbindung stand. Sobald nun ein Wagen die Brücke passierte, wurde durch diesen Draht eine Glocke im Schlosse

in Bewegung gesetzt, und auf dieses Zeichen brachen sie aus dem Schlosse hervor und plünderten die Reisenden aus. Zuletzt wurde es dem Grafen von Ruppin aber doch zu arg, und er drohte dem Herrn von Fraz, — denn so hieß der Besitzer des Schlosses, — er werde ihm seine Burg anzünden, wenn er das Unwesen nicht ließe. Der aber lachte darüber und trieb sein Handwerk nach wie vor. Da paßte der Graf von Ruppin einmal eine Zeit ab, wo Fraz in Ruppin war, schickte schnell seine Leute hinaus, die mußten die Burg ersteigen und brechen. So erzählt man sich heutzutage die Geschichte.

Der Ruppiner Senator Feldmann, der eine chronikartige Sammlung von alten Geschichten Ruppins im vorigen Jahrhundert angelegt hat, überträgt nach der Erzählung eines alten Mannes die Sache nach Wildberg und berichtet sie in etwas anderer Weise folgendermaßen: „Fosföhlen,“ sagt er, „hieß ursprünglich der Edelmann, dem das Raubschloß dort gehörte. Als ihn der Graf zu Alt-Ruppin zu Gaste hatte und vom obersten Teile des Alt-Ruppiner Schlosses ihm sein Schloß ‚in Brand stehend‘ zeigte, — welches der Graf wegen der Räubereien inzwischen hatte anstecken lassen, — sagte Fosföhlen: ‚Das macht der Frazz (nämlich das Traktieren des Grafen, weil er darum nicht hatte zu Hause sein können), drum will ich künftig nicht mehr Fosföhlen, sondern Frazz heißen.‘“

104. Die verwünschte Prinzess und der weiße Bulle auf dem Burgwall zu Wildberg

Auf dem Burgwall von Wildberg, seinerzeit einem der höchsten in der Grafschaft Ruppin, ließ sich früher oft des

Nachts zwischen zwölf und ein Uhr eine weiße Dame sehen, die erlöst sein wollte. Vor einigen vierzig Jahren wurde diese Sage so erneut, daß man sogar Datum, Tag und Stunde bestimmen wollte, wo sie hatte erlöst werden können. Ein junger Mensch in Segeletz sollte dazu bestimmt gewesen sein. Diesem ist sie oft des Nachts erschienen und hat ihm gesagt, daß sie eine verwünschte Prinzessin sei, und er sei dazu geboren, sie zu erlösen. Er möchte zu der und der Zeit nach dem Burgwall kommen, da würde er eine eiserne Thür finden, an die er dreimal schlagen solle. Dann würde sich die Thür aufthun, wie noch mehrere andere, durch die er müßte; schließlich werde er in einen großen Saal kommen, dort würde an der Wand ein Schwert hängen, dessen Griff von Gold und mit edlen Steinen besetzt sei; das solle er nehmen, denn sofort werde ein weißer Bulle erscheinen und auf ihn eindringen. Dem müsse er mit dem Schwerte den Kopf abschlagen, dann werde die Prinzessin in aller Pracht vor ihm stehen. Es lägen noch große Schätze dort verborgen, die würde sie ihm zeigen und ihn zum Manne nehmen. Aber getan hat es der Mann nicht; warum, das weiß niemand.

105. Herr von Kahlebutz in Kamppehl verweist nicht

Einst hauste zu Kamppehl bei Wusterhausen a. D. ein Herr von Kahlebutz, von dem wird gesagt, daß er ein gar jähzorniger Mann gewesen sei. Eines Tages wollte er nach Wusterhausen reiten, da traf er am Bückwitzer See, dort, wo der Weg über die Schwänze geht (so heißt der Abfluß des Sees nach der Dosse), einen Schäfer. Mit

diesem geriet er in Streit wegen des Weideplatzes, und als der Schäfer sein gutes Recht behauptete, erschlug ihn der jähzornige Mann. Obschon es niemand gesehen hatte, lenkte sich doch der Verdacht auf ihn. Er wurde vor Gericht nach Neustadt a. D. gefordert, leugnete aber die That und schwur, daß er nimmermehr seine Hand gegen den Schäfer erhoben habe. Schwöre er einen falschen Eid, dann wolle er, daß sein Leib niemals zu Staub werde und sein Geist herumwandle ohne Ruhe bis auf den jüngsten Tag. Daß es ein Meineid gewesen, ist dann auch klar geworden, als er starb. Sein Leib blieb unverwest im Sarge, selbst seine Kleidung hat sich erhalten, und ein jeder um Neustadt und Kampehl kennt die Sage, daß sein unruhiger Geist am Orte der bösen That allnächtlich zwischen elf und zwölf Uhr umherspukt und sein Wesen am Bückwitzer See und auf der Schwänzbrücke treibt. Viele haben zwar schon ungläubig den Kopf geschüttelt; andere aber bleiben steif und fest dabei, daß des Kahlebutz Geist keine Ruhe habe, und daß der Spott und Hohn gegen ihn nicht ungestraft bleibe. Fußgänger, welche die Schwänzbrücke zur genannten Zeit passiert haben, sollen von der Last zu erzählen wissen, die sich plötzlich auf ihre Schultern niedergeworfen hat und erst gewichen ist, wenn sie aus dem Bereiche des bösen Geistes gekommen. Manchmal, heißt es, haben Spötter auch noch Schlimmeres erfahren. So soll Anno 1806 während der Franzosenzeit ein französischer Soldat, ein Deutscher aus dem Elfaß, des Kahlebutz Grab besucht und unter dem Grausen der anderen Soldaten den versteinerten Leichnam hochgehoben, ihn Scheusal und Mörder geschimpft, ihn dann verkehrt in den Sarg gelegt und schließlich aufgefordert haben, ihn in seinem Quartier zwischen elf und zwölf Uhr zu besuchen, er er-

warte ihn dort. Am andern Morgen fand man den Glässer, der beim Schulzen in Quartier lag, angezogen auf seinem Lager tot. Dem bösen Spötter war das Genick umgedreht, ein Blutstrom hatte sich aus Nase und Mund ergossen. Die Franzosen machten zwar Lärm und behaupteten, er wäre ermordet; aber das Gericht stellte fest, daß Thür und Fenster wohl verschlossen gewesen und niemand von außen hatte hineinkommen können.

Das ist nun freilich schon lange her; aber der Leichnam des Herrn von Kahlebutz liegt noch immer unverwest da; ja einige behaupten, Haare und Nägel wüchsen ihm noch immerfort nach; er sei eben in Ewigkeit verwünscht.

106. Der Pferdehirt zu Dierberg, an dem der Tod vorbeigegangen

Im Dorfe Dierberg bei Lindow geht die Sage von einem Pferdehirten, der sich namentlich zu Lichtmeß sehen läßt.

Dies verhält sich so. Ein alter Pferdehirt, der in seinem früheren Leben nicht viel getaugt hatte, weidete einst einige Pferde. Da er nun durch die Hitze des Tages sehr erschöpft war, so legte er sich unter einer hohen Eiche nieder und schlief ein. Als er wieder aufwachte und seine Pferde heim trieb, wunderten sich alle Leute, daß die Pferde ohne Hirten kämen. Wie er nun nach Hause kommt, sieht ihn seine Frau nicht, wundert sich aber, daß der Hund, der sonst nie von seinem Herrn ging, ohne denselben kommt. Endlich zieht der Knecht sich die Schuhe aus, sofort erblickt ihn seine Frau, und als er die Schuhe nun untersucht, findet er, daß der Blütenstaub des Farnkrautes darin

lag, den er aber nicht herausbekommen konnte. Wie er aber die Schuhe wieder anzieht, sind sie auf einmal fest angewachsen, er kann sie nicht wieder vom Fuß losbekommen. Als nun nach einiger Zeit der Tod kam, um ihn abzuholen, ging er an ihm vorüber, ohne ihn zu sehen, und so soll der Mann denn noch herumlaufen und namentlich oft an der sogenannten Bäche (einem Wasserbache), wo sie die Chaussee zum dritten Mal schneidet, spuken gehen.

107. Rheinsberg und die Remusinsel

Im Boberowwalde treibt noch heutzutage Herr von Rejewitz sein Wesen; gar manchen hat er dort schon in die Irre geführt, daß er sich nicht herausfinden konnte, bis er plötzlich ein Lachen hörte oder ein Händeklatschen und dann sah, wo er hingeraten war.

Mit dem Herrn von Rejewitz soll es aber folgende Bewandtnis haben. Er lebte hier unter Prinz Heinrich und hatte alles zu arrangieren. Während nun Prinz Heinrich im Felde lag, richtete Herr von Rejewitz die Boberow-Cavel, die Fortsetzung des Schloßgartens, ein. Weil er aber beim Prinzen verleumdet wurde, machte ihm dieser deshalb Vorwürfe, und da vergiftete sich Herr von Rejewitz. Wie Prinz Heinrich aber aus dem Felde zurückkam, hat er gesehen, wie schön alles gewesen, und es hat ihm sehr leid getan. Seit der Zeit geht aber Herr von Rejewitz im Boberowwalde um.

Rheinsberg hat übrigens auch einen Roland gehabt, der war ganz von Gold. Bei einer Gelegenheit ist er fortgekommen und in den See versenkt worden. Zwar

weiß man die Stelle, doch ist er nicht wieder aufzufinden gewesen.

So sagt man jetzt. Feldmann erzählt in seinen schon oben erwähnten hinterlassenen Schriften aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts gleichfalls nach mündlicher Überlieferung: „Vor diesem hat in Rheinsberg ein hölzerner Roland gestanden, aber die Prenzlöer haben ihn da weggestohlen. Auf der Insel bei Rheinsberg sollen auch Skelette der Riesen des Roland gefunden sein. Überhaupt hat vor alten Zeiten Rheinsberg eine große Rolle gespielt und große Privilegien und Freiheiten gehabt, aber ein Schreiber hat die Bürger um diese ihre Briefe und Freiheiten gebracht, da er sie auf eine Bürge (eine Trage) zusammengelegt und Steine oben herumgepackt, hernach auf die See gebracht und in die See hineingeworfen noch vor des letzten Justiz von Bredow Zeiten (eines früheren Besitzers von Rheinsberg). Dieser Schreiber ward nach seinem Tode ins Gewölbe der Kirche beigesezt, und sein Reichnam ist daselbst nicht verwest, sondern nur vertrocknet, obgleich der vierte Reichnam bei ihm verwest ist“ (das heißt vier).

Was die Riesenknochen anbetrißt, von denen Feldmann redet, so hat man allerdings auf einer Insel im See — welche jetzt die Remusinsel heißt, — vorzeiten einmal beim Ziehen eines Grabens viele Menschenknochen von angeblich auffallender Größe gefunden. — Außerdem wollte man aber auch noch ein paar Grabsteine mit eigentümlichen Inschriften und mit sechs Vögeln darauf, die man für Habichte erklärte, angetroffen haben. Daraus haben dann die damaligen Gelehrten eine wunderliche Geschichte gemacht, indem sie den Namen Rheinsberg als Remsberg (Remusberg) deuteten und jenen Stein für den Grabstein

des Remus erklärten, indem sie die Habichte auf die Vögel bezogen, die dem Remus erschienen, als er mit seinem Bruder Romulus um die Herrschaft stritt. Weiter behauptete man dann, Remus sei offenbar von seinem Bruder nicht erschlagen worden, sondern habe sich hierher geflüchtet und den Ort gegründet, der nach ihm nun benannt sei. Friedrich der Große ging bei seinem Rheinsberger Aufenthalt halb im Scherz auf diese Idee ein, und so heißt die Insel noch heutzutage „Remusinsel“.

108. Das vermauerte Tor zu Gransee

In verschiedenen Städten der Mark Brandenburg findet man neben dem gewöhnlichen Stadttore noch ein zweites, zugemauertes Tor, zuweilen selbst zwei oder sogar drei. Zwei sind zum Beispiel in Gransee, und von diesen hat man zwei verschiedene Sagen. Einige geben nämlich vor, es sei einstmals ein Kaiser durch die Stadt gereist, dem zu Ehren man beide Tore, das, durch welches er gekommen, und das, durch welches er fortgezogen, zugemauert habe, damit niemand mehr dort hindurchreisen solle. Andere dagegen behaupten, da bekanntlich in Gransee früher Wenden gewohnt, daß diese von den einwandernden Deutschen vertrieben seien und nun diese letzteren die Tore, durch welche die Wenden ausgegangen, nicht würdig erachtet, auch von ihnen gebraucht zu werden, weshalb sie dieselben dann zugemauert und für sich nebenan neue Tore hätten machen lassen. Hiermit stimmt es überein, daß in den Dörfern, wo noch Deutsche und Wenden zusammen wohnten, die Deutschen sich der gewöhnlichen Kirchentüren bedienten,

dieses aber nicht den Wenden gestattet, welche vielmehr durch eine kleine, besonders angelegte Thür in die Kirche gehen mußten.

109. Der arme Schulze von Berlin und der reiche Saldern von der Plattenburg am Fehrbelliner Damm

Das Städtchen Fehrbellin, welches durch die nach ihm benannte Schlacht so berühmt geworden ist, hieß früher schlechtweg Bellin. Weil aber dort die Fähre über den Rhin ging, nannte man es mit der Zeit Fährbellin oder Fehrbellin.

Die Unterhaltung des Fährdamms lag früher dem Bischof von Havelberg ob, dem das Ländchen Bellin gehörte. Mit der Zeit war aber diese Verpflichtung zum Teil an die Salderns auf der Plattenburg in der Priegnitz übergegangen. Über die Veranlassung dazu erzählt die Sage folgendes.

Ein Kurfürst von Brandenburg, — nach einigen soll es Joachim Friedrich gewesen sein, — kam einstmals des Weges. Er hatte sich über den Rhin, wo damals also nur eine Fähre war, setzen lassen und fuhr langsam den eben nicht schönen Knüppeldamm entlang. Da kam ein Wagen mit schnaubenden Rossen dahergefahren und wollte nicht ausweichen. „Wer seid Ihr?“ fragte der Kurfürst. „Ich bin der reiche Saldern von der Plattenburg,“ war die Antwort. „Wohlan,“ erwiderte der Kurfürst, „ich bin der arme Schulze von Berlin, und wenn du der reiche Saldern bist, so sollst du auch künftig das Holz zu einem besseren Fährdamm geben.“ Und so geschah es und ist die Jahrhunderte hindurch so geblieben.

110. Die stillen Frösche zu Schwante

In dem Dorfe Schwante unweit Gremmen befindet sich ein Rittersitz der Familie von Nedern. Da findet man die Merkwürdigkeit, daß, so viele Frösche sich auch überall in der Umgegend finden, doch in der Nähe jenes Rittersitzes und eine ziemliche Strecke im Umkreis kein Frosch seine Stimme hören läßt. Fängt auch gar einer zuweilen an, etwas laut zu werden, so bekommt er von anderen keine Beistimmung, und er hört schnell wieder auf, als wenn es ihm plötzlich einfiele, daß er etwas Verbotenes tue, oder als wenn ihm über sein Schreien ein Vorwurf gemacht werde.

Man erzählt sich folgende Ursache dieser sonderbaren Erscheinung: „Vor vielen Jahren fiel einmal im Frühling ein Herr von Nedern in eine schwere Krankheit, in welcher er fortwährend viel Unruhe hatte. Diese Unruhe nahm aber auffallend zu, wenn er das Geschrei eines Frosches vernahm. Er konnte dann mehrere Nächte lang keinen Schlaf bekommen. Das wurde so arg, daß er zuletzt gar keinen Schlaf mehr fand, und daß kein Mittel der Ärzte im stande war, ihm denselben wieder zu geben. Vergebens versuchte man darauf alles, die Frösche zu vertreiben oder zum Schweigen zu bringen. Man mußte schon an der Genesung des Herrn von Nedern verzweifeln. Er verfiel jeden Tag mehr, und seine Hausfrau hatte deshalb alle Tage weinende Augen. Da geschah es eines Tages, daß ein armer fremder Mann in das Schloß kam und bettelte. Der sah die nassen Augen der Edelfrau und fragte, um was sie weine. Man berichtete ihm, daß der Herr krank wäre und vor dem Geschrei der Frösche nicht ruhen, solcher- gestalt auch nicht lange mehr leben könne. Da sprach der

Bettler: „O, wenn Eurem Herrn damit kann geholfen werden, sollen die Frösche bald stillschweigen.“

Dieses Erbieten wird erstlich der Frau und hernach dem Herrn selbst vorgebracht. Der befiehlt, daß man dem armen Manne solle einen Sack voll Roggen geben, wenn er sein Versprechen sollte ins Werk richten. Hierauf begibt sich der Bettler aus dem Schlosse, umgeht dasselbe in einem großen Zirkel, so weit, als ihm deucht, daß der Frösche Stimme dem Herrn könnte verdrießlich sein, gebrauchet dabei seine Wissenschaft und bringt damit zuwege, daß das Geplärre der Frösche sofort aufhört. Und in diesem Stand ist es seitdem mit den Fröschen dort immer geblieben, so daß sich, soweit der fremde Mann gegangen, kein Frosch wieder hat hören lassen. Der Mann hat dabei gleich gesagt, daß dies nur auf hundert Jahre so dauern werde. Die hundert Jahre sind noch nicht um.

111. Wie der alte Fritz zweimal Prügel bekommen hat, Bieten aber leer ausgegangen ist

Als der alte Fritz wieder einmal mit Zieten durch die Mark wanderte, um zu sehen, wie es seinen Untertanen ginge, kamen beide eines Abends sehr ermüdet an einen Bauernhof und baten um Nachtlager. Aber der Bauer sagte, er habe kein Gasthaus, und wollte sie nicht behalten; zuletzt aber, da sie wiederholten, sie könnten nicht weiter, wies er ihnen mürrisch ein Bett auf dem Hausboden an unter der Bedingung, daß sie in der Frühe für das Schlafgeld sollten dreschen helfen. Beide versprachen es und gingen schlafen. Der alte Fritz lag vorn, Zieten hinten.

Morgens fing der Bauer an zu dreschen; aber die beiden Fremden kamen nicht zur Arbeit herunter, auch nicht, als der Bauer sie gerufen hatte; sie schliefen ruhig fort. Da wurde dieser ärgerlich, nahm einen Stock und trat vor das Bett, schalt die beiden „Faulenzer“ und zog dem, der vorn lag, — das war aber der alte Fritz, — ein paar über. Dann ging er ab.

Die beide waren aber noch so müde, daß sie auch jetzt noch keine Lust hatten aufzustehen. Für den Fall aber, daß der Bauer wieder käme, meinte der alte Fritz, Zieten könne sich nun vorn hinlegen und den Sturm nötigenfalls aushalten. Der tat es auch ruhig.

Es dauerte nicht lange, da war der Bauer wieder da. Wütend hob er das Deckbett auf und sagte: „Ihr Kerls schlaft noch immer, das ist ja zu toll. Ich werde mir nun aber einmal den da hinten langens; der vorn hat schon seine Prügel weg,“ und so schlug er wieder auf den alten Fritz los, daß es nur so eine Art hatte. — So hat der alte Fritz zweimal Prügel bekommen und hatte noch den Spott obenein, denn Zieten soll ihn oft nachher noch damit geärgert haben.⁴¹⁾

112. Der Schmied im Mond

Viele sagen, im Monde sei ein Mann mit einem Reisigbündel; das ist aber nicht wahr, sondern es ist ein Schmied. Davon hat man auch noch eine ordentliche Geschichte im Ruppinschen. Es war einmal ein Schuhmacher, der bekam an einem Montag von seiner Frau Geld, um Leder einzukaufen. Wie er nun beim Wirtshause vorbei kommt, sieht er seine Kollegen darinnen, die lassen ihn nicht vorüber, er muß hineinkommen. (Des Montags arbeiten

nämlich die Schuhmacher nicht, heißt es, da trifft man sie im Wirtshaus.) Als er nun ohne Leder und ohne Geld nach Hause kommt, ist die Frau natürlich sehr böse und schilt ihn gehörig aus. Den andern Tag schickt sie ihn wieder mit Geld aus, daß er Leder kaufe. „Vorbeigehen,“ denkt er, „kannst du schon beim Wirtshaus; aber hineingehen tust du diesmal nicht.“ Aber es kam doch wieder wie das erste Mal: er vertrank das Geld und bekam wieder böse Reden von seiner Frau zu hören. Als ihm nun seine Frau den dritten Tag wieder Geld gab und es ebenso ging wie die beiden vorigen Tage, da wollte er nicht wieder nach Hause gehen, sondern ging in den Wald und wollte sich an einem Baume aufhängen. Als er nun so an einem Baume stand und mit dem Messer den Bast abschälte, um daraus einen Strick zu flechten, kam ein Herr gegangen, der fragte ihn, was er da mache. „Ich will einen Strick binden,“ sagte der Schuhmacher, „und mit demselben alle Teufel der Hölle zusammenbinden.“ Da bekam der Herr, — es war der oberste der Teufel, — einen Schreck und sagte, das solle er nur bleiben lassen, er wolle ihm auch so viel Geld geben, daß ein ganzer Stiefel davon voll würde. Da war der Schuhmacher zufrieden und ging nach Hause, machte sich und seiner Frau eine Hacke und sagte ihr, als sie sich darüber wunderte, sie solle nur ruhig sein, sie würden so viel Geld bekommen, das sie es damit zusammenkraxen müßten. Darauf nahm er einen großen Stiefel, schnitt die Sohle unten ab und hängte den Stiefel in den Schornstein. Und es dauerte auch gar nicht lange, da kam der Teufel an; aber wengleich er auch Sack auf Sack herbeischleppte, der Stiefel wurde nicht voll, denn alles fiel hindurch und immer in den Schornstein hinein. Als nun

der oberste der Teufel sah, daß seine ganze Schatzkammer fast leer geworden, sagte er zu einem andern Teufel: „Dem Schuhmacher können wir das Geld nicht lassen. Geh hinunter und sieh, daß du es ihm durch eine Wette abgewinnst. Das Geld soll dem gehören, der von dem andern drei Pfeifen Tabak rauchen kann.“ Als nun der Teufel zum Schuhmacher kam und ihm das vorschlug, war der es zufrieden und sagte, der Teufel müsse aber zuerst von seinem Tabak rauchen, und damit nahm er eine Flinte, hielt sie ihm an den Mund und drückte los. Das war dem Teufel aber doch zu starker Tabak, und er machte sich davon. Als er oben ankam, sagte der oberste Teufel wieder, er müsse noch einmal hinunter und „wer zuerst einen Hasen finge, dem solle das Geld gehören“. — „Ist mir schon recht,“ sagte der Schuhmacher und steckte drei graue Rännechen in einen Sack. Als er das erste nun laufen ließ, wollte der Teufel nach, da zog der Schuhmacher das zweite hervor; während aber der Teufel nun vom ersten abließ und diesem nachsprang, holte der Schuster rasch das dritte hervor und rief: „Hier habe ich einen Hasen“; da zog der Teufel auch diesmal niedergeschlagen ab. Aber sein Herr schickte ihn noch einmal hinunter. „Unsere Schatzkammer,“ sagte er, „ist doch leer, da nimm die eiserne Thür von derselben, die ist so doch zu nichts nütze; wer die am höchsten wirft, soll das Geld haben.“ Als der Teufel wieder zum Schuhmacher kam, war der auch damit zufrieden, verlangte aber, daß der Teufel es ihm erst vormache. Der warf denn auch die Thür so hoch, daß, als sie herunterfiel, sie tief in die Erde eindrang. „Nun hole sie nur erst wieder heraus,“ sagte der Schuster. Während dessen sah er aber hinauf nach dem Monde, der schien gerade so schön hell. — „Was siehst du denn so nach dem

Monde?" fragte der Teufel. „J," sagt der Schuhmacher, „der Schmied da oben im Mond, das ist mein Bruder, dem will ich die Thür hinaufwerfen, der kann sie als altes Eisen benutzen." Da erschrak der Teufel und sah, daß er überwunden war, und der Schuhmacher behielt das Geld. — Es sieht aber auch wirklich so aus, als ob im Monde ein Schmied stände; wenn jener so recht hell scheint, kann man ihn sehen mit Ambosß und Hammer.
